



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Belgrad und die türkische Grenze : Skizzen von Serbien.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Belgrad und die türkische Grenze.

Skizzen von Serbien.

Im September 1848.

Als wir in Semlin, der durch Huniady und Johann Kapistran berühmt gewordenen Stadt den schwanken Ueberfuhrskahn bestiegen, nahmen wir Abschied von der „deutschen“ Erde. Semlin ist zwar nichts weniger als deutsch, eine echt serbische Stadt, aber die Serben der Türkei nennen Alles, was jenseits der Save und Donau liegt, „deutsch“ — swabske! Wir passirten zwei Cardake, hölzerne, thurmartige auf Piloten ruhende Wacht Häuser der Grenzsoldaten, doch kein Anrufen von da hielt uns auf. Beide Cardake standen leer: ihre ehemalige Besatzung ist ausgezogen zum Kampfe für Vaterland und Freiheit. Wie hat doch der Kriegszustand das Reisen auf serbischem Gebiete erleichtert! Die lästige Grenzsperrre hat aufgehört, man braucht sich weder um Consulat, noch um Polizei mehr zu kümmern, erspart all die langen Verhöre, Protokolle und Contrafirmaturen: man setzt sich ohne Weiteres in den Kahn, zahlt seinen halben Zwanziger Fährgehalt und rasch gehts und ohne Aufenthalt durch die gelben Wogen des Ißhergen türkisch Belgrad. Oj talasi, mile ajte!

An der Savespize, wo sich die beiden Hauptflüsse des slavischen Südens vereinigen, fällt die Verschiedenheit der Stromfärbung sehr auf. Die Wogen der Donau gelblich und düster, die Save dagegen silberfarbig, hell und klar. Einer der Fährmänner machte uns darauf aufmerksam: „Seht wie die Donau traurig ist und die Save frisch und munter. Wißt Ihr warum? Die Schwaben oben trüben uns das Donauwasser!“

Belgrad *), die blanke Stadt der weißen Adler, bietet, von der Savespize aus gesehen, einen imposanten, hinreißend schönen Anblick. Die Stadt mit ihrer bunten Häusermenge, mit ihren vielen Moscheen und halbverfallenen Thorthürmen erhebt sich amphitheatralisch und zu oberst thront die alte berühmte Festung, etwa wie der Wysehrad ob den Prager Städten. Die hohen, riesenstarken Mauergrütel und Bastionen scheinen unübersteiglich und uneinnehmbar, doch mahnen einige schlecht ausgebefferte Breschen an den alten Laudon und ein vermauertes

*) Beograd — Belograd, wörtlich: Weisenburg.
Grenzboten. I. 1849.

Thor an Kara Georg's Heldenruhm *). Von den Wällen und aus den zahllosen Schießluken starren wohl bei 300 Kanonen. Das Türkenthum hat sich hier sehr stark gegen die europäische Civilisation verbarrikadirt!

Ehe wir die Fähre verließen, zeigte uns ein Ruderknecht die Stelle, von welcher aus vor der türkischen Invasion eine große Brücke Belgrad mit Semlin verband. „Damals,“ bemerkte er, „waren bessere Zeiten. Nun, was war, wird wieder kommen!“ —

Beim ersten Thore, das halb von Stein, halb von Holz, und sehr baufällig ist, sah ich die ersten türkischen Soldaten. Kerle, die man versucht wäre, komisch zu nennen, wenn sie nicht gar zu erbärmlich aussähen. In ihren nicht eben übermäßig sauber gehaltenen Uniformen nach europäischem Zuschnitt, in den blauen, roth aufgeschlagenen Spencern und engen Leinwandhöschen sehen sie ganz krumm und lahm aus, ihre Gesichter sind wüst — nicht wild — stumpf und aufgedunsen. Zu diesem geschmacklosen Anzug macht sich das rothe orientalische Käppchen sehr sonderbar. Die Offiziere unterscheiden sich von den Gemeinen nur durch ihren sichelförmigen Schlepssäbel und durch einen silbernen Halbmond und Stern, der wie ein Helmtragen angehängt wird, sonst durch gar nichts, nicht einmal durch einen sauberer gebürsteten Rock. Das Schuhwerk ist bei der Mannschaft und den Offizieren im fürchterlichsten Zustande, der Zwischenraum zwischen demselben und dem Beinleide läßt allemal den nackten Knöchel sehen.

Belgrad's Straßen haben eine sehr romantische, aber nirgend eine fest ausgeprägte Physiognomie: orientalisches und occidentalisches Wesen ist hier in einer schwer zu klärenden Mischung verschwommen wie in keiner andern Stadt. Belgrad ist nach seiner Bevölkerung in zwei ziemlich gleiche Theile getheilt. Die serbische Hälfte liegt gegen Abend, an den merkwürdigen Hügel Bracar gelehnt, die türkische gegen Morgen. Im Leben aber ist es anders, auf der serbischen Seite dämmert ein schöner, heller Morgen, bei den Türken Abend, Untergang. Wohl nirgend fühlt man es so sehr, daß die Osmanen sich überlebt und ihre Rolle in Europa ausgespielt haben, wie in Belgrad!

Der Stadttheil der Serben hat schöne breite Straßen mit wohlgebauten Häusern, die durch eine sinnige Verschmelzung des modernen abendländischen Baustils mit dem morgenländischen gefallen. Die türkischen Straßen sind krumm und winklich, die Häuser darin baufällig und düster, die kahlen Wände nach der Straßenseite gekehrt, die Fenster nach innen, des argusäugig bewachten zarten Geschlechtes wegen. Alles zeugt hier von Schmutz und Elend. Die Türken Belgrad's haben sich seit den schweren Schlägen, welche sie im serbischen Befreiungskriege

*) Die Türken haben das Thor, durch welches einst Kara Georg mit seiner serbischen Schaar siegreich einzog, nach der pactirten Wiederbesetzung der Festung zumauern lassen, gleichsam als sollte diesem steinernen Zeugen ihrer Schande der Mund verstopft werden.

getroffen, nicht wieder erholt; einige Waffenschmiede und Tabakhändler ausgenommen leben sie meist in Armuth und Noth, während unter den Serben allenthalben der Wohlstand blüht.

Die Lage der türkischen Einwohnerschaft zu Belgrad und in ganz Serbien hat sich bedeutend geändert. Die Kinder der Spahi's und Aga's, die noch in den Tagen Pasvan Dglu's reich und üppig in golddurchwirkten Seidengewändern auf arabischen Rossen prunkend einherritten und in Serbien fast unbeschränkt herrschten, spielen jetzt auf serbischem Boden eine traurige Rolle. Früher durfte kein Serbe bei Begegnung eines Türken auf seinem Pferde bleiben, er mußte schon in geraumer Entfernung absitzen und seinen Waffengürtel mit dem Shawl bedecken, bis der Osmanli vorüber war; ja es mußte sogar jeder Serbe ohne Unterschied jedem Türken, der ihn darum anrief, sogleich den niedrigsten Handdienst verrichten, ohne Anspruch auf Entgelt. Jetzt ist es anders geworden, Dank Kara Georgje, Dank Weliko, Dank dem großen Milos Obrenovic! Jetzt thut der Türke, seiner Güter beraubt, heruntergekommen und ganz verarmt, dem Serben Tagelöhnersdienst und die niedrigste Handarbeit, so daß man beim Holzspalten, Wassertragen, Schiffziehen u. dergl. selten einen Serbier beschäftigt sehen wird. Bittere Noth zwingt die Türken dazu. Ein Stück Maishrot und einige Zwiebeln sind in der Regel die tägliche Mahlzeit der armen türkischen Tagelöhner. Nur den Handwerkern und Hausirern geht es etwas besser. Wohlhabende Türken trifft man in Belgrad nur wenige. Ich selbst fand im Hause eines alten serbischen Kämpen, der unter Kara Georg als Hauptmann gekämpft, einen greisen türkischen Diener. Dieser war früher Spahi und sein jetziger Herr seufzte damals als Unterthan unter dessen Despotenfaust.

Den Mohamedanern in Bosnien geht die Noth ihrer Glaubensbrüder in Serbien sehr zu Herzen. Sie reden wohl schon zwanzig Jahre davon, daß sie im künftigen Frühjahr hinüberziehen und ihre Brüder wieder zu Herren von Serbien machen werden, aber immer bleibt es beim bloßen Reden. Wenn irgend ein türkischer Kaufmann über Serbien in ein mohamedanisches Dorf in Bosnien kommt, sammeln sich die Bewohner neugierig um ihn und fragen theilnehmend: „Sprich und erzähle nach Deinem Glauben, wie steht es in der Sumadia?*) wie geht es dort unsern Brüdern, den Türken? sind sie noch immer ruhig? richtet und beherrscht sie der Christ? dürfen sie noch ihre Waffen tragen und müssen sie den „harac“ (Steuer) zahlen dem Christen?“ Die Antwort lautet gewöhnlich: „Bei meinem Glauben und so mir das Gesetz heilig! dort ist unser reine Glaube im Verfall. Die Unsrigen mußten sich auf die Festung zurückziehen, aber seht, von was sollen sie in der Festung leben? Sie müssen hinaus in das Feld, und die Felder gehören alle den Christen. Kommt jetzt unser einer in die Sumadia, achtet

*) Sumadia — wörtlich Waldbezirk — ist in Bosnien der Vulgarname für Serbien.

uns Niemand mehr und wir werden über die Achsel angesehen. Will ich Etwas kaufen, muß ich es theurer bezahlen als der Christ, Essen und Trinken muß ich bezahlen und nicht einmal das Pferd hält mir der Christ umsonst! Und die Christen leben im Ueberfluß, ja die Sumadia war nie so reich und fruchtbar wie jetzt, wo man hinsieht, überall ein furchtbares Misir! — Der Christ ist aber geizig und gibt nicht eine Pfeifenglut umsonst her. Der Christ hat Gold und Silber genug und es kümmert ihn nicht, daß wir Rechtgläubige Hunger und Durst leiden müssen in seinem Lande. So darf es nicht bleiben! Brechen wir einmal auf, damit unsern Brüder in der Sumadia geholfen und der reine Glaube wieder ausgebreitet werde.“ — Die Hörer schweigen eine Weile betroffen und rufen dann im Chorus: „Nein! so darf es nicht bleiben! Wir werden unsern Brüdern zu Hilfe kommen, wartet nur, zum nächsten Frühjahr!“ — So vertrösteten sie sich schon bei zwanzig Jahren und bleiben im nächsten Frühjahr allemal ruhig zu Hause.

Ein anderes Verhältniß ist das der türkischen Besatzung, welche Serbien in Belgrad und vier andern Festungen anzunehmen hat. Diese lebt vom großherrlichen Solde und kommt mit den Serben, die ihr eignes Linienmilitär haben, in gar keine dienstliche Berührung, ja sie lebt ganz abgeschlossen innerhalb der Festungswälle, und geht fast nur zur Besetzung dreier Stadthore in die eigentliche Stadt herab. Den patriotischen Serben ist diese Besatzung, als ein Zeichen der nicht völligen Unabhängigkeit von der hohen Pforte, fortwährend ein scharfer Dorn im Auge. Knirschend steht die serbische Jugend auf die türkischen Truppen und zürnet tief im Herzen den perfiden Russen, welche die Serben in ihren Freiheitskämpfen zu wiederholten Malen im Stiche ließen und allein Schuld daran sind, daß sich Serbien bis heute noch nicht ganz von der Türkei losreißen konnte. Die russische Politik findet trotz der Religionsgleichheit und Sprachenverwandtschaft bei der jetzigen Generation kein günstiges Terrain in Serbien, auf das sie schon lange mit lüsternen, heutigetierigen Augen paßt.

So günstig auch jetzt Serbien den Türken gegenüber steht, so ist doch der alte Haß gegen ihre ehemaligen Unterdrücker in den Herzen der Serben noch nicht erloschen, ihre Rache an den Türken noch nicht ganz gesättigt. Selbst die neuesten serbischen Volkslieder athmen den glühendsten Haß gegen dieselben. Wenn die serbische Jugend des Abends beim verglimmenden Kohlenfeuer unter schattigen Linden sitzt, erzählen die Greise, welche in den Befreiungskriegen mitgekämpft, von den vergangenen Tagen der Knechtschaft, von der großartigen Erhebung des Volks, von den blutigen Kämpfen mit den Janitscharen und den glänzenden Siegen des schwarzen Georg und höher schlägt dabei der aufmerksam horchenden Jünglinge Brust. Kommt dann so ein graubärtiger Erzähler zu dem unglücklichen Zwischenfall, wo Kara Georg geschlagen und verfolgt aus Serbien floh und die türkischen Barbaren wie Wütheriche im Lande hausten und bei Kamenic aus den Schä-

deln und Gebeinen erschlagener Serben einen ganzen Thurm, die berühmte Kamenicka kula erbauten, hielten die Jünglinge die Fäuste bis zum Krampf und schwören wiederholt neue, blutige Rache den Türken. Freilich meinen die Alten, sie wüßten gewiß, daß die kamenicka kula lange nicht aus lauter serbischen Schädeln gebaut worden sei, die Türken hätten auch, um den Serben größere Schrecken einzujagen, die Reste ihrer eigenen Leute mit zum Bau genommen, und dann Alles für serbische Gebeine ausgegeben. Darauf entgegnet die rachedurstige serbische Jugend: „Wenn es die Türken so erzählen, müssen wir ihnen aufs Wort glauben. Mit welchem Maße Jemand ausmißt, wird ihm auch wieder zugemessen. Jene alte Schuld muß gezahlt werden, wie sie die Türken fordern. Für jeden Schädel, den sie für serbisch ausgaben, zahlen wir ihnen einmal auf Treu und Glauben mit einem türkischen!“

Nachdem wir uns in dem großartigen Hotel (Zdanic), welches Fürst Michal erbauen lassen, sattfam restaurirt und die Vortrefflichkeit des feurigen schwarzen Negotiner Landweins erprobt hatten, war unser erster Gang nach der Türkenstadt gerichtet. Ein ortskundiger Landsmann, der seit etlichen Jahren in Diensten des Fürsten von Serbien steht, war so gefällig, uns zu begleiten. Ghe wir über die schöne und lebhafteste Straße von Baroskapie beim russischen Consulat vorbei in die Türkenstadt einbogen, fesselten zwei engelschöne, serbische Mädchen, die auf einer Steinbank saßen, unsere Aufmerksamkeit. Die reizendere von beiden, unstreitig eine der ersten Schönheiten Belgrad's und sehr reich, ist dem regierenden Fürsten Alexander Karageorgevic nahe verwandt. Eine herrliche Gestalt, voll und tannenschlank, das Profil tadellos geriffen und von einem bezaubernden Teint, wunderbar schön gewölbte Augenbraunen und ein volles schwarzes Haar, das unter einem rothen Käppchen mit langer Goldtrödel üppig hervorquoll. Dazu die köstliche kleidsame Nationaltracht, ein schön geschnittenes, altslavisches Wämmschen von violettem Sammt, mit Zobelbräm und reicher Goldstickerei! Auf unsern Gruß dankten die Mädchen nach Landessitte aufstehend und sich leicht verneigend. Wenige Schritte weiter saß mit kreuzweis über einander geschlagenen Beinen ein härbeißiger, grauhärtiger Türke mit einem fabelhaft hohen Turban, der uns vorkam, wie der Cerberus des Türkenviertels; er starrte, die lange Pfeife (Cibuk) im Munde und dicke Rauchwolken ausstoßend, vor sich hin, als hörte, fühlte, sähe und dächte er nichts, als eben nur seinen qualmenden Cibuk. Zwei türkische Weiber (kaduny) in seidnen dominowartigen Kaftans, (Feredze) bis an die Nasen in weiße Schleier verhüllt rauschten an uns vorüber. Ihnen nachschauend dachte ich bei mir, ob wohl diese Töchter des Harems auch so bezaubernd schön sein mögen, wie jenes serbische Mädchen? Inzwischen hatte sich einer meiner Begleiter von meinem Arm losgemacht und wollte nach der Richtung hin, wo die beiden Türkinnen eben um eine Ecke bogen. Unser belgrader Freund hielt ihn auf: „Um des Himmels willen, wo wollen Sie hin!“ — „Den Frauen nach! Ich muß sie näher se-

hen.“ — „Herr Gott! das geht ja nicht, die Türken würden Sie todt schlagen! Im Punkte der Eifersucht sind die Türken immer noch wie sie immer waren. Mit ihren Weibern lassen sie nicht scherzen. Wer einer Türkin nachlaufen oder sie auch nur etwas zu scharf ins Gesicht fassen wollte, riskirt von den nächsten besten Muselmännern fürchterlich mißhandelt zu werden.“ In den drei oder vier türkischen Hauptstraßen stehen zu beiden Seiten in ununterbrochenen Reihen Krambuden und offene Stände, wo die türkischen Händler feil bieten und ihre Handwerker (meist Schneider, Schuster, Lederer und Bortenwirker) so ziemlich unter freiem Himmel und der Witterung ausgesetzt, arbeiten. Hier herrscht stets bis tief in die Nacht ein ungeheures Gewühl von Menschen, so dicht, daß einer dem Andern beinahe die Fersen abtritt und dabei doch eine auffallende, kaum erklärliche Stille — ein beinahe unheimliches Geflüster. Die Seitenstraßen der Türkenstadt bieten fast durchweg ein unerquickliches Bild von Elend und Verwahrlosung. Die meisten Häuser kehren hier ihre kahle, fensterlose Hinterseite der Gasse zu, dazwischen verfallene Gartenmauern, hohe, aber morsche Plankenzäune, hier und da die traurigen Ruinen einer ehemals prächtigen Wasserleitung oder ein verwittertes Türkengrab! — ein einfacher Stein, mit einem Turban und einigen Koranversen darauf. Diese Straßen sind holprig, schmutzig, voll Kehricht und Mist, der sich stellenweise so angehäuft hat, daß man bis über die Knöchel versinkt. Alles ist hier trostlos und wüst. Die einzige, ziemlich stereotype Staffage bilden spielende Kinder, schmutzig und zerlumpt, die beim Anblick eines Fremden scheu aus einander stäuben und erst in einiger Entfernung stehen bleiben, um die ungewohnte Erscheinung blöd anzuglören oder nicht selten Schimpfworte nachzurufen. Dazu einige Rudel herrenloser Hunde, faulende Knochen aus dem Mist hervorstechend und einzelne herumirrende Kühe, welche lebhaft an die im zweiten Theil des pharaonischen Traums erinnern und das spärlich aus den Ritzen der allenthalben zerklüfteten Mauern und durch die Planken hervorstechende Unkraut gierig aufknobbern. Manchmal knarrt eine Thüre, Pantoffeln klappern und an den Häusern huscht eine gespensterhaft verhüllte Türkin hin, um gleich in einer der Nachbarswohnungen, deren Thüre sofort wieder in's Schloß schnappt, zu verschwinden.

Der Zustand der türkischen Frauen erregt wirklich Bedauern. Sie dürfen nur selten ihr Haus verlassen, das von hohen Mauern umringt, die Fenster alle nach dem Hofe, gar keine Aussicht bietet, noch seltener betreten sie die Christenstadt und bei jedem Ausgang müssen sie sich einwickeln wie die Mumien. Aus der Stadt hinaus in's Freie kommt unter hundertten kaum eine. Die meisten sterben, ohne je einen grünen Wald, eine duftige Flur, einen lachenden Nebenhügel gesehn zu haben, von Gottes schöner weiter Welt nichts kennend, als die paar nächsten dumpfen Gassen. Mitunter gibt es wohl welche, die sich emancipiren und die von dem eisernen Geseß der Sitte diktirte Klausur möglichst zu überschreiten

so frei sind. Die Mittel und Wege dazu werden immer höchst sinnreich erfunden. In ihrer weiten Hülle auf der Straße gesehen — und anderswo wird nur sehr wenigen Kühnen das Glück! — machen die Türkinnen, besonders die ärmeren Belgrads, keinen günstigen Eindruck, eher einen peinlichen. Selbst das Mysteriöse der ersten Erscheinung geht bald durch den hüpfenden und huschenden Gang ganz verloren. Was man vom Gesicht sehen kann, ist bloß die Partie von der halben Stirn bis zum Mund. Die Wangen werden stark geschminkt und mit etlichen sternförmigen Schönplästerchen besetzt, Einige malen sich gar statt solcher indigoblaue Pünktchen in's Gesicht. Die Nägel an den Fingern sind rothgelb bemalt. Jede Türkin pflegt sich zu parfümiren, am liebsten mit Rosenöl, weil es riechen soll wie der Athem des großen Propheten Mahomed. Sie lieben es, Federsächer mit kleinen Rundspiegeln zu tragen. Unter dem Saume des weiten, dunkelfärbigen Ueberwurfs sehen die Enden seidener Höschen hervor. Seidene Strümpfe und gestickte Schuhe tragen nur die sehr reichen, die übrigen stehen nackten Fußes in klappernden Pantoffeln. Der Pantoffel spielt unten im Frauenleben eine wichtige Rolle. Verkehrt vor dem Kadi hingesezt, dient er als Einleitung einer Ehescheidungsklage, die sehr oft vorkommen und sehr wenige Schwierigkeiten machen. Nur wenn die Frau ehebrecherisch war, verliert sie bei der Scheidung ihre Mitgift; doch nur wenn sie es mit einem andern Muselmanne hielt, kommt sie so leichten Kaufes weg; wenn man sie mit einem Christen ertappt, wird sie ohne Gnade gefächt. Ein anderes Vorrecht des Pantoffels ist, daß der Muselmanne, wenn er in seiner Hausflur weibliche Pantoffeln stehn sieht, unter keiner Bedingung die Frauensstube betreten darf, denn eine seiner Weiber hat Besuch. Mehrere Weiber hat in Belgrad nur äußerst selten Jemand; selbst Bigamie kommt bei den Belgrader Türken nicht gar häufig vor, die große Mehrzahl vermag kaum je ein Weib zu ernähren.

(Beschluß folgt.)

Wiener Märztage 1849.

Mittwoch, den 7. März.

Zeichen und Wunder geschehen seit einigen Tagen. Das Volk findet dies in der Ordnung, es ist ja der heilige Märzmonat angebrochen. Jüngst standen hunderte von Menschen den ganzen Nachmittag auf dem Stephansplatz und erschöpften sich in Deutungen einer sonst nicht seltenen Erscheinung. Ein Stoßvogel war von der Spitze des Münsters herabgefahren und hatte eine Taube gerupft. Scharfe Augen sahen die Federn im Winde fliegen und lustig flatterte darüber die schwarzgelbe Fahne, die so riesengroß ist, daß sie den Thurm beinahe verkleinert.